

freilich nur, wie Claudius betont, dem Glauben, den er im Modus der Bitte um die Schau, gegeben sieht: »Im Glauben, nicht im Schauen«, sagt Paulus. Und es ist genau dieser Umstand, der jeden unserer theologischen Sätze zu einem Wagnis macht.

Ich schließe als Theologe mit Dank an den Dichter, dem es gelingt, das Unsichtbare sichtbar und die sichtbare Welt durchsichtig für die Gegenwart Gottes zu machen. Ich verstehe dieses Lied als ein Stück gelungene Kunst: »Kunstwerke sind Bilder des Unsichtbaren, weil in ihnen die Sinnlichkeit selbst zum Ort wird, an dem die verborgene Wahrheit Gottes sich ereignet.«¹²² Dieses Lied öffnet unsere Wahrnehmung dafür, »daß die Welt nicht im Sichtbaren aufgeht, daß sie mehr ist als das Empirische und Handhabbare.«¹²³ Claudius spricht uns an auf die unsichtbare Welt und das in einer Weise, die nicht einfach von Transzendenz redet und Transparenz von Transzendenz erzeugen möchte, sondern auf ganz eigene lyrische Weise den ersten Satz des Nizänischen Glaubensbekenntnisses nachspricht: »Wir glauben an den einen Gott, [...] der alles gemacht hat, Himmel und Erde, die sichtbare und die unsichtbare Welt.« Auf seine Weise bekennt Claudius genau dies in seinem Lied: »Der Mond ist aufgegangen.«

¹²² Schoberrh: »Bilder des Unsichtbaren«, S. 6.

¹²³ Ebd., S. 5. Vgl. S. 6: »Kunstwerke sind Bilder des Unsichtbaren, weil sie eine Wirklichkeit leibhaftig erfahren lassen, die nicht aufgeht im Feststellbaren und in dem, was Menschen hervorbringen.«

Was weiß die Philosophie?

Paul Hoyningen-Huene (Hannover)

1. Einleitung: Sokrates und das Nicht-Wissen

Ich beginne die Behandlung meiner Frage »Was weiß die Philosophie?« mit einer anscheinend nicht ermutigenden Antwort. Sie stammt von Sokrates, der durch die platonischen Schriften (er selbst hat anscheinend nichts geschrieben) einen gewaltigen und bis heute anhaltenden Einfluss auf die abendländische Philosophie und das abendländische Denken überhaupt ausgeübt hat. Sokrates behauptet, wie bei Vielen bekannt: »Ich weiß, dass ich nichts weiß«. Wenn man genauer hinsieht, sagt Sokrates zwar »Ich weiß, dass ich nicht (ohne -s) weiß«, aber dieser kleine Unterschied tut hier nichts zur Sache. Man mag bei diesem Anspruch zunächst einmal stutzen – ist das nicht selbstwidersprüchlich, was Sokrates da sagt? Wenn er weiß, dass er nicht(s) weiß, dann weiß er doch immerhin etwas, nämlich: dass er nichts weiß (das wäre ein Wissen »2. Stufe«)! Lassen wir diesen möglichen Selbstwiderspruch einmal auf sich beruhen und fragen uns gleich: Wenn Sokrates Recht hätte und er und vielleicht die ganze Philosophie nichts weiß, was hätten wir denn dann von der Philosophie?

Hier muss man sich zunächst darüber klar werden, was mit diesem Sokratischen Nicht-Wissen gemeint ist. Beim Nicht-Wissen im Allgemeinen gibt es zunächst einmal so etwas wie platte Ignoranz. Platte Ignoranz kann zutage treten, wenn man jemanden z. B. fragt: Was wissen Sie über den Saturnmond Titan? Wann wurde er entdeckt? Wie groß ist Titan, absolut und relativ zu den anderen Saturnmonden? Hat er eine Atmosphäre? Was ist die Exzentrizität seiner Umlaufbahn? (Wissen Sie überhaupt, was mit der »Exzentrizität einer Umlaufbahn« gemeint ist?) Was ist seine Umlaufdauer? usw. Typischerweise hat man von alledem nicht die geringste Ahnung – totale Fehlanzeige. Man weiß ja gar nicht, dass der Saturn überhaupt

Monde hat. Der hat doch einen Ring (ja, das ist der Saturn, nicht der Jupiter), und dann hat der noch einen Mond, der Titan heißt? Genügt ihm denn der Ring nicht? Die Absenz jeglichen einschlägigen Wissens wie im Fall des Unwissens über den Saturnmond Titan nennt sie »platte Ignoranz«. Diese Art der Ignoranz ist normalerweise vollkommen uninteressant.

Platte Ignoranz hat mit Philosophie nicht viel zu tun und so geht es bei Sokrates/Platon auch nicht um sie, wenn vom Nicht-Wissen die Rede ist. Vielmehr ist etwas ganz anderes gemeint, nämlich das, was nach dem Zerfallen eines bestimmten Wissensanspruchs aufgrund einer kritischer Diskussion übrig bleibt: auch ein Nicht-Wissen, aber ein Nicht-mehr-Wissen-wo-man-eigentlich-gedacht-hat-te-man-hätte-erwas-gewusst. Dieser Ausdruck ist definitiv zu lang; nennen wir das Ganze »ein reflektiertes Nicht-Wissen«. »Reflektiert« hat hier nichts mit Optik zu tun, sondern meint ein Nicht-Wissen, dass sich aus einem Nachdenken, einer »Reflexion«, als Resultat ergibt, eben durch Destruktion eines Wissensanspruchs. Platon hat das in vielen Dialogen vorgeführt, mit Sokrates als dem kritischen, Wissensansprüche in Frage stellenden Hauptakteur. Typischerweise stellt Sokrates eine Frage, z. B.: Was ist Wissen? und jemand beantwortet sie – er »weiß« die Antwort. Dann wird die Antwort kritisch diskutiert, sie stellt sich als unzulänglich heraus und sie wird schließlich aufgegeben. Dann wird eine neue Antwort vorgeschlagen, und das Spiel wiederholt sich – auch die neue Antwort stellt sich als unzureichend heraus. Und das wiederholt sich, bis man gar keine Antworten mehr hat und alle erschöpft sind.

Auf diese Weise stellt uns Platon nicht eigentlich eine bestimmte Lehrmeinung vor, schon gar nicht seine eigene, vielmehr »vollzieht sich« Philosophie in diesen Dialogen, so dass man sie gewissermaßen miterlebt, weil man selber mitdenkt. Am Schluss hat man zwar keine klare Antwort auf die ursprüngliche Frage (»Nicht-Wissen«), aber man hat eine gewisse Einsicht in die Gründe des Scheiterns von naheliegenden Antworten. Womöglich hat man eine tiefere Sicht auf eine zugrundliegende Problematik, die einem vorher vielleicht überhaupt nicht bewusst war und das soll der Ausdruck »reflektiertes

Nicht-Wissen« bezeichnet. Man hat dann etwas gelernt, aber nicht etwas, was man als positives Wissen sozusagen nach Hause tragen und allen erzählen kann: so und so ist es. In dieser Sicht ist die Philosophie viel weniger ergebnisorientiert als prozessorientiert; die Philosophie produziert kein »positives« Wissen wie die Einzelwissenschaften. Philosophie ist vielmehr ein »Können«, mehr eine »Fertigkeit« als ein »Haben« (von Wissen).

So, das mag ja alles schön und gut sein, wird der Praktiker einwenden, aber wozu kann man das brauchen? Ohne unfreundlich sein zu wollen, ist zunächst einmal festzuhalten, dass das keine besonders originelle Frage ist – sie drängt sich auf. Schon in der Antike ist über den Nutzen der Philosophie diskutiert worden und die folgende Story präsentiert eine aus der Antike überlieferte mögliche Verteidigungslinie der Philosophie: Es ist die Geschichte von der »thrakischen Magd«. Der Philosoph Thales von Milet (ca. 625–547 v. Chr.) machte eines Nachts Himmelsbeobachtungen, lief herum und fiel dabei in ein Brunnenloch. Eine thrakische Magd beobachtete ihn und lachte ihn aus, weil er wohl den Himmel sähe, nicht aber, was vor seinen Füßen geschieht – klar, das ist der Standpunkt der Praxis. Thales aber schlug zurück: Aufgrund meteorologischer Beobachtungen sah er in einem Jahr sehr früh eine hervorragende Olivenernte voraus. Daraufhin kaufte oder mietete er alle Olivenmühlen der Gegend weit vor der Ernte und daher zu besonders günstigen Konditionen. Als die Erntezeit kam, wurden besonders viele Olivenmühlen benötigt und Thales vermietete sie mit erheblichem Gewinn. Clever gemacht, möchte man sagen, oder »Es gibt nichts praktischeres als eine gute Theorie«, was Immanuel Kant zugeschrieben wird, aber auch anderen Theoretikern wie z. B. Kurt Lewin.

Nun ja, mag der Praktiker einwenden, das sei ja ganz nett, aber erstens habe hier Thales als *Wissenschaftler*, nämlich als Meteorologe agiert und nicht als Philosoph. Als Philosoph gäbe er ja eher Dinge von sich wie »Der Ursprung alles Seienden ist das Wasser«, und damit kann man ganz bestimmt nichts Praktisches anfangen und schon gar kein Geld verdienen. Und zweitens habe Thales schon gar nicht als *Philosoph im Sokratischen Sinne* agiert, also als ein Philosoph, dem

der Prozess der kritischen Diskussion wichtiger ist als die dabei möglicherweise erzielten positiven Resultate. Historisch-kleinlich könnte man den ersten Einwand durch den Hinweis abzublocken versuchen, dass zu Thales' Zeiten Philosophie und Wissenschaft noch nicht klar geschieden waren, aber das wird den Praktiker nicht sonderlich beeindrucken.

Verlassen wir also diese Diskussionslinie und halten zu allererst ein Zwischenergebnis fest: Nach Platon »weiß« die Philosophie nicht wirklich etwas, man praktiziert sie vielmehr und am Ende steht das reflektierte Nicht-Wissen und wohl auch eine gewisse Ratlosigkeit. Auch da drängt sich dann eine Frage auf, nämlich: Ist das alles, was die Philosophie zu bieten hat? Um uns dieser Frage zuzuwenden, müssen wir einen kleinen Umweg machen, nämlich uns einem wichtigen Charakteristikum der Philosophie zuwenden, der Allgegenwart von Kontroversen.

2. Die Allgegenwart von Kontroversen in der Philosophie

Kontroversen begleiten die Philosophie von Anfang an. Es ist schon recht bemerkenswert, dass in der Philosophie wirklich fast *alles* kontrovers ist: Praktisch nirgends gibt es eine Übereinstimmung zwischen den Philosophen. Das beginnt schon beim Verständnis von dem, was Philosophie ist bzw. was sie sein sollte. So gibt es heute beispielsweise eine global verbreitete Unterscheidung von analytischer versus kontinentaler Philosophie. Obwohl auch über die Abgrenzung dieser beiden Richtungen gestritten wird (weshalb ich sie auch hier nicht weiter erkläre), stehen sich hier oft zwei verfeindete Lager gegenüber, die der Gegenseite jeweils streitig machen, dass sie überhaupt Philosophie betreibt. Ein Teil des Konflikts betrifft das Verhältnis der Philosophie zu ihrer Geschichte. Gewisse analytische Philosophen sehen zwischen Philosophie und ihrer Geschichte einen krassen Gegensatz, so dass ein bekannter analytischer Philosoph gesagt haben soll: Entweder interessiert man sich für Philosophie oder für Geschichte der Philosophie. Kontinentale Philosophen haben

hier typischerweise ein ganz anderes Bild: Philosophie zu betreiben ohne auch ihre Geschichte immer im Blick zu haben, sei gänzlich unmöglich. Nicht nur das Verhältnis der Philosophie zu ihrer Geschichte ist kontrovers, sondern auch ihr Verhältnis zu den Einzelwissenschaften. Hier gibt es ein ganzes Spektrum von Positionen, das von der Forderung vollkommener Unabhängigkeit der Philosophie von den Einzelwissenschaften bis zur Empfehlung reicht, sich den Einzelwissenschaften inhaltlich und methodisch so weit wie möglich anzupassen. Zu diesen kontroversen Einschätzungen kommen extrem unterschiedliche Bewertungen des Rangs von Philosophen und philosophischen Texten hinzu. Und selbst wenn man hinsichtlich des Gewichts eines bestimmten philosophischen Textes in etwa einig ist, so beginnen sofort wieder Kontroversen über die angemessene Interpretation dieses Textes: was er genau besagt, was genau seine Argumente sind, und ggf. was von ihm auch heute noch haltbar ist und was nicht. Aber die letzte Frage ist selbst schon wieder kontrovers, denn viele Philosophen stellen sie bezüglich klassischer Texte nicht, sie begnügen sich mit ihrer Auslegung, während andere das für ein fatales Versäumnis halten und darauf insistieren, dass man auch bezüglich klassischer Texte die Wahrheitsfrage stellen müsse, also: Stimmt das eigentlich, was da steht? Schließlich gibt es Kontroversen darüber, welche Grundfragen in einem bestimmten Gebiet überhaupt gestellt werden müssen. Solche Differenzen sind natürlich tiefergehend als Differenzen hinsichtlich der Antworten, die man auf gemeinsam anerkannte Fragen geben mag.

Von dieser Liste hochkontroverser Punkte bekommt man zwar vielleicht einen Eindruck vom Ausmaß der philosophischen Zerwürfnisse, weniger aber ein Gefühl dafür, wie tiefgreifend sie tatsächlich sein können. Ich stelle daher zwei Beispiele von Kontroversen vor, und beginne mit der Kontroverse zwischen der »transzendentalen« und der »evolutionären« (oder besser: »evolutionistischen«) Erkenntnistheorie. Die transzendentaler Erkenntnistheorie ist vor allem mit dem Namen Immanuel Kant verbunden; die evolutionistische Erkenntnistheorie versucht, bestimmte Elemente der transzendentalen Erkenntnistheorie im Lichte der Evolutionstheorie umzudeuten.

Bekannte Vertreter der letzteren Richtung sind Konrad Lorenz, Max Delbrück und Gerhard Vollmer.

Man kann die Grundfrage der transzendentalen Erkenntnistheorie so formulieren: Was sind die *subjektiven* Voraussetzungen dafür, dass Wesen wie wir objektive Erfahrungen machen können? Mit der Wendung »Wesen wie wir« ist angesprochen, dass unser einziger Zugang zur umgebenden Wirklichkeit durch die Sinneswahrnehmung erfolgt; »objektive Erfahrungen machen« bedeutet, intersubjektive Erfahrungen von objektiven Dingen zu machen. Aber wieso muss man überhaupt nach subjektiven Voraussetzungen für die Erfahrung von objektiven Dingen fragen? Ist die Sache nicht einfach durch den Verweis auf die Sinneswahrnehmung erledigt? Das ist sie nach Ansicht der Transzendentalphilosophen nicht, denn tatsächlich ist uns ein objektives Ding in der Sinneswahrnehmung niemals als ein vollständiges Ding gegeben, wirklich gegeben ist uns vielmehr allenfalls eine (unvollständige) Folge von Eindrücken eines Dings, z. B. einzelne seiner Eigenschaften oder einzelne Ansichten von ihm. Das kann man schön mit dem Witz von der Wissenschaftlerin und ihrem Ehemann illustrieren, die gemeinsam mit dem Auto durch Irland fahren. Der Ehemann sagt: »Schau mal Schatz, die Schafe sind schon geschoren«, worauf die Wissenschaftlerin antwortet, »Ja, auf einer Seite«. Wenn uns also durch die Sinneswahrnehmung immer nur Teilaspekte von Dingen gegeben werden, dann ist die eigentliche *Dingerfahrung*, also die Erfahrung der Einheit eines objektiven Dings mit vielen Ansichten und Eigenschaften, das Ergebnis einer Syntheseleistung des Bewusstseins. Was muss das Bewusstsein mitbringen, um diese Syntheseleistung erbringen zu können? Dazu gehört Verschiedenes im Detail, am Allerwichtigsten aber ist, gewissermaßen im Hintergrund, dass das Bewusstsein während dieser ganzen Syntheseleistung das gleiche bleibt. Kurz gesagt: Die »Einheit des Dings« setzt subjektiv die »Einheit des Bewusstseins« voraus. Oder in einer Formulierung von Kant, die beim ersten Lesen wohl überhaupt nicht verständlich ist: »Das: Ich denke, muss alle meine Vorstellungen begleiten können.«¹

1 Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B131.

Soweit ein kleiner Splitter der transzendentalen Erkenntnistheorie. Der Ausgangspunkt der evolutionistischen Erkenntnistheorie ist ein ganz anderer. Hier wird zunächst einmal festgehalten, dass der Mensch und alle seine Eigenschaften ein Produkt der biologischen Evolution ist. Das gilt natürlich auch für die Erkenntnisfähigkeit des Menschen, die in der evolutionistischen Erkenntnistheorie oft als der »kognitive Apparat« des Menschen bezeichnet wird. Zu diesem kognitiven Apparat gehört beispielsweise, dass wir mit dem Begriff der Kausalität operieren. Seit David Hume wissen wir, dass wir den Begriff der Kausalität nicht aus der bloßen Beobachtung von irgendwelchen Phänomenen gewonnen haben können. Vielmehr bringen wir, so die Gegenthese, diesen Begriff irgendwie mit und ordnen mit ihm die Erfahrung. Kant hat die Kausalität dementsprechend eine »Kategorie des Verstandes« genannt, was bedeutet, dass der Verstand diesen Begriff selbstständig produziert hat. Dass »wir diesen Begriff mitbringen« heißt in der Perspektive der Evolutionstheorie dann, dass er durch einen evolutiven Prozess entstanden sein muss. Nun kann man im Rahmen der Evolutionstheorie mit großer Plausibilität (wenn auch nicht zwingend) davon ausgehen, dass der kognitive Apparat des Menschen überlebensdienlich ist, also durch Anpassung an die Umwelt hervorgegangen ist. Was bedeutet das für die Kategorie »Kausalität«? Nach Ansicht der evolutionistischen Erkenntnistheorie sollte der Begriff der Kausalität, als Teil des kognitiven Apparats des Menschen »Denkkategorie« genannt, Resultat eines gelungenen Anpassungsprozesses an die Realität sein. Woran kann die Denkkategorie Kausalität angepasst sein? Wohl nur an ihr Gegenstück in der Realität, also eine sog. Realkategorie Kausalität. In anderen Worten: Wir haben die Denkkategorie Kausalität, weil es in der Welt die Realkategorie Kausalität gibt; unsere Denkkategorie Kausalität ist an die Realkategorie Kausalität angepasst. Und ganz offensichtlich ist die Denkkategorie »Kausalität« in einer tatsächlich kausal funktionierenden Welt überaus nützlich, bietet also einen Selektionsvorteil. Für den evolutionistischen Erkenntnistheoretiker hat Kant mit seiner These von der Verstandeskategorie Kausalität nur halb Recht. Wohl erwirbt das *Individuum* den Begriff der Kausalität nicht aus

der Erfahrung, aber *phylogenetisch* hat die Spezies (bzw. ihre Vorgängerspezies) diesen Begriff sehr wohl in gewissem Sinn »erworben«. Irgendwann hat ein Mitglied einer Spezies durch eine glückliche Mutation (im allereinfachsten Fall) seinen kognitiven Apparat durch die Denkkategorie Kausalität angereichert. Diese Mutation hat sich dann aufgrund ihres positiven Selektionswertes für ihre Träger in einem sich über mehrere Generationen erstreckenden Prozess in der ganzen Population ausgebreitet. Der positive Selektionswert des Besitzes der Denkkategorie Kausalität ergibt sich aus der Existenz der Realkategorie Kausalität, also dem objektiven Bestehen einer kausalen Ordnung der Welt. Und wir Menschen sind Nachkommen der genannten Spezies: der positive Selektionswert der Denkkategorie Kausalität hat dafür gesorgt, dass sie in der weiteren Evolution nicht wieder verloren gegangen ist.

Man übertreibt ganz bestimmt nicht, wenn man festhält, dass sich die Vertreter der beiden Richtungen der Erkenntnistheorie keine besonderen Sympathien entgegenbringen; ganz im Gegenteil. Die Vertreter der transzendentalen Erkenntnistheorie werfen den Vertretern der evolutionistischen Erkenntnistheorie vor, mit ihrer Theorie die eigentlichen Fragen der Erkenntnistheorie völlig zu verfehlen. Vielmehr würden sie mit ihrer für die Naturwissenschaften charakteristischen Denkweise die eigentlichen philosophischen Fragen überhaupt nicht in den Blick bekommen. Umgekehrt werfen die Vertreter der evolutionistischen Erkenntnistheorie ihrem Gegenüber vor, den empirisch eindeutig belegten evolutionären Ursprung des Menschen und seines Erkenntnisapparates nicht zur Kenntnis zu nehmen und stattdessen völlig empirielos draufloszuspekulieren, wie es leider für die Philosophen charakteristisch sei. – Ich lasse diese kontroverse Situation aus Gründen der Dramaturgie dieses Aufsatzes so stehen.

Als zweites Beispiel für die Zerwürfnisse zwischen Philosophen möchte ich die unterschiedlichen Einschätzungen von Philosophen nennen, die auch die berühmtesten Figuren der Philosophiegeschichte betreffen, so zum Beispiel Plato, Aristoteles, Thomas von Aquin, Spinoza, Leibniz, Hume, Kant, Fichte, Hegel, Marx, Nietzsche, Carnap, Popper usw. Hier konkret zwei Einschätzungen der Qualität

von Immanuel Kant (1724–1804), zunächst von einem bekannten deutschen Philosophen:

»[J]ede neue Interpretation ist nur ein neuer Beweis für die Unerschöpflichkeit des kantischen Denkens, als echtes Zeichen des Genius; dieselbe Unerschöpflichkeit, die aus den Gesängen Homers, aus den Passionen Bachs, aus den Dichtungen Goethes strahlt, und die den Werken von Plato, von Aristoteles, von Thomas von Aquin die Tiefe und Weite gibt.«²

Hier wird Kant ganz offensichtlich an die absolute Spitze dessen gestellt, was das Abendland kulturell zu bieten hat. Ganz anders die Einschätzung eines einflussreichen britischen Philosophen:

»[Kant] is a wild and intellectually irresponsible arguer. Any innate leaning that way must have been enhanced by the intellectual isolation of Königsberg, which preserved him from serious criticism.«³

Der von vielen hochgerühmte Hegel (1770–1831) kommt bei manchen Philosophen ebenfalls nicht besonders gut weg, so z. B. bei seinem Zeitgenossen und – man muss es der Fairness halber dazu sagen – seinem Konkurrenten Arthur Schopenhauer (1788–1860):

»Hegel, ein platter, geistloser, ekelhaft-widerlicher, unwissender Scharlatan, der, mit beispielloser Frechheit, Aberwitz und Unsinn zusammenschmierte, welche von seinen feilen Anhängern als unsterbliche Weisheit ausposaunt und von Dummköpfen richtig dafür genommen wurden [...] hat den Verderb einer ganzen gelehrten Generation zur Folge.«⁴

Das ist ein grober Ton, wie er sich im 20. und 21. Jahrhundert kaum mehr in der Philosophie findet, aber in der Sache sind die Einschätzungen nicht weniger schroff geworden.

Wenn nun aber praktisch alles in der Philosophie kontrovers ist, dann kann es wohl auch kein philosophisches Wissen geben, denn »richtiges« Wissen sollte unkontrovers sein. Aber vielleicht hat die Philosophie doch irgendetwas zu bieten, was für andere brauchbar ist, wenn auch nicht in der Form positiven Wissens, das man lernen und gewissermaßen nach Hause tragen kann. Um dem nachzuge-

2 Gottfried Martini: *Immanuel Kant. Ontologie und Wissenschaftstheorie*, Berlin 1969, Vorwort.

3 Anthony Quinton: »The Trouble with Kant«, in: *Philosophy* 72 (1997), S. 5–18, hier S. 5.

4 Zitiert nach Wilhelm Weischedel: *Die philosophische Hinterterre*, München 1988, S. 109.

hen, ändere ich nun die Richtung der Fragestellung etwas, indem ich frage, wo denn Philosophie tatsächlich verwendet wird. Vielleicht kommen wir so darauf, was die Philosophie »weiß« – oder kann.

3. Wer verwendet Philosophie?

3.1 Praxis

Oft findet man Philosophen in Kommissionen, in denen es um Ethik geht, also in Ethikräten oder -kommissionen, die es auf sehr unterschiedlichen Ebenen gibt. Sie müssen bestimmte Vorhaben nach ihrer moralischen Zulässigkeit beurteilen, z. B. Forschungsvorhaben, bei denen Tiere oder Menschen involviert sind. In solchen Kommissionen sitzen natürlich auch die einschlägigen Fachleute, also z. B. Mediziner, aber oft auch Theologen und Philosophen. Man kann sich allerdings fragen, ob Philosophen wirklich besser wissen als Andere, was gut und schlecht ist. Können Philosophen besser als z. B. Mediziner beurteilen, wann man die lebenserhaltenden Maschinen bei einem in tiefem Koma liegenden Patienten abstellen darf? Auf jeden Fall ist die Rolle von Philosophen in solchen Gremien nicht vollkommen unbestritten, wie man an der Tatsache sieht, dass im Deutschen Ethikrat von 26 Mitgliedern neuerdings genau ein Mitglied Professor für Philosophie ist.

Philosophen findet man darüber hinaus in sehr verschiedenen Gebieten, so im Personalwesen, bei Stiftungen, im Journalismus, in der Beratung etc. Aber auch hier kann man die Frage stellen: Sind sie dort, *weil* sie Philosophen sind oder sind sie da, *obwohl* sie Philosophen sind (aber andere Dinge als Philosophie können)? Denn auch hier ist meist die Ausbildung zum Philosophen nicht zwingend, aber anscheinend auch nicht hinderlich, jedenfalls bei denen, die tatsächlich in solchen Berufen arbeiten. Auch bei extremen beruflichen Sonderfällen findet man bisweilen Philosophen, so beim Papstberuf, wo die Stelle relativ selten offen ist. Papst Johannes Paul II., bürgerlich Karol Wojtyła, hat in Philosophie promoviert.

3.2 Lehre

Philosophinnen und Philosophen findet man vor allem an den Hochschulen als Unerrichtende und Forschende. In Deutschland gibt es z. B. zur Zeit etwa 320 Professuren für Philosophie. Diese Auskunftsstelle ist nun für unsere Frage nicht besonders hilfreich, denn an den Hochschulen reproduzieren sich die Philosophen vor allem selbst und das sagt über ihre Nützlichkeit gar nichts aus. Sie bilden aber auch Philosophielehrer aus und die sind dann an Schulen tätig. Besonders viele sind das aber nicht, weil der Philosophieunterricht in Deutschland nicht durchgängig obligatorisch ist. Das ist in anderen Ländern anders, wo der Philosophieunterricht anscheinend höher geschätzt wird. Wie dem auch sei: Auch das gibt keine Auskunft darüber, dass und ggf. wie die Philosophie in irgendeinem Sinne nützlich ist.

Alle diese Beschäftigungen von Philosophen sind also nicht sonderlich aufschlussreich. Informativer sind dagegen die Nachfragen, die von bestimmten Einzelwissenschaften an Philosophen ergehen. Hier kann man davon ausgehen, dass die spezifischen Kenntnisse oder Fähigkeiten der Philosophen für die Einzelwissenschaften irgendeinen spezifischen Nutzen haben, den diese mit ihren eigenen Kompetenzen offenbar nicht erbringen können. Ein konkretes Beispiel sind etwa die Lehrexporte, die das Institut für Philosophie der Leibniz-Universität Hannover (LUH) für andere Fächer erbringt. Dabei ist wichtig, dass diese Lehrexporte von den anderen Fächern angefragt wurden und nicht etwa auf besonders erfolgreiche PR-Aktionen von Seiten des Instituts für Philosophie zurückgehen. Sie zeigen also ein genuines Interesse der entsprechenden Fächer an Philosophie an. Die Exponenten der Fächer sind offensichtlich der Meinung, dass ihre Studierenden sich mit bestimmten philosophischen Inhalten auseinandersetzen sollten – im Interesse ihrer fachlichen Ausbildung.

Der älteste dieser Lehrexporte ist die Veranstaltung »Theories and Methods of Research«, die seit 1998 im auf Englisch durchgeführten, internationalen Studiengang »Master of Science in International Horticulture« angeboten wird. Der neuere, ebenfalls internationale

Studiengang »Master of Science in Water Resources and Environmental Management« hat diese Lehrveranstaltung seit 2011 ebenfalls in sein Programm aufgenommen. In dieser Lehrveranstaltung lernen die Studierenden verschiedene wissenschaftsphilosophische Positionen kennen und müssen sie auf ihre eigenen Forschungsprojekte beziehen. Für viele Studierende, die überwiegend aus Entwicklungsländern kommen, ist das eine vollkommen neuartige Erfahrung. Sie müssen nämlich nun nicht wie bisher wissenschaftliche Inhalte aufnehmen, verdauen und in ihrer Masterarbeit anwenden, sondern sie müssen über Wissenschaft nachdenken. Sie lernen verschiedene Weisen kennen, wie Wissenschaft konzeptualisiert wird und wurde, welche Argumente für oder gegen die eine oder die andere Weise der Konzeptualisierung sprechen, und insbesondere, wie sie ihr eigenes Forschungsprojekt in diesen Rahmen einordnen können. Das bringt die Studierenden in eine intellektuelle Distanz zu ihrem Projekt, die sie davor nicht hatten, und die Betreuer der Forschungsprojekte berichten immer wieder, dass das der wissenschaftlichen Arbeit der Studierenden gut tue.⁵

Relativ viel Lehrexport des Instituts für Philosophie der LUH geht in die Biologie. Es gibt eine jedes Semester stattfindende Lehrveranstaltung »Ethik für Studierende der Lebenswissenschaften«, die in nicht weniger als fünf Studiengänge integriert ist, den Bachelor (Lehramt) Biologie, den Master (Lehramt) Biologie, den Bachelor of Science Biologie, den Bachelor of Science Biochemie und den Bachelor of Life Science. Eine ähnliche Veranstaltung ist »Biotechnologie: Ethische und wissenschaftsphilosophische Fragen«, die jedes zweite Semester im MSc Pflanzenbiotechnologie, dem MSc Biologie der Pflanzen und dem MSc Gartenbau angeboten wird. Für die Graduiertenakademie der LUH liefern wir jedes Semester eine halbtägige Veranstaltung »Forschungsethik und gute wissenschaftliche Praxis«. Ein ganz anderer Lehrexport ist die »Rechtsphilosophie«, eine an der

5 Ich habe die Lehrveranstaltung genauer in Paul Hoyningen-Huene: »Philosophie im Gartenbau?«, in: *Erwerbsobstbau* 44/5 (2002), S. 153f. beschrieben, notabene auf Anfrage in der Zeitschrift *Erwerbsobstbau* und nicht in einer philosophischen Zeitschrift!

Juristischen Fakultät durchgeführte Vorlesung. An vielen anderen Universitäten wird diese Vorlesung von einer an der Juristischen Fakultät selbst ansässigen Lehrperson gehalten, an der LUH ist das ein Lehrexport aus der Philosophie. Schließlich gibt es derzeit noch einen Lehrexport in den Masterstudiengang »Wissenschaft und Gesellschaft«, nämlich die Veranstaltung »Einführung in die theoretische und praktische Wissenschaftsphilosophie«.

Ganz offensichtlich nehmen die genannten Fächer an, dass eine gewisse Ausbildung in und Auseinandersetzung mit der Philosophie für die Studierenden gut ist. Unmittelbar einleuchtend ist das bei den Lehrveranstaltungen, bei denen ethische Themen behandelt werden. Natürlich haben die Studierenden selber bereits einige Meinungen darüber, was in Forschung und Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse ethisch zulässig ist und was nicht. Aber sie haben normalerweise nicht gelernt, systematisch über diese Fragen nachzudenken, d. h. insbesondere, wie man solche Meinungen begründen kann. Genau das aber wird in den einschlägigen philosophischen Lehrveranstaltungen praktiziert und geübt. Etwas vornehm ausgedrückt könnte man sagen, dass die Studierenden in solchen Lehrveranstaltungen ethische Reflexionskompetenz erwerben.

3.3 Forschung

Ebenfalls sehr aufschlussreich sind Situationen, in denen ein »Forexport« von Philosophie in die Einzelwissenschaften stattfindet. In solchen Situationen werden Philosophen von Einzelwissenschaften angefragt, in irgendeiner Weise zu ihren einzelwissenschaftlichen Forschungsvorhaben beizutragen. Was dabei von Philosophen erwartet wird, sieht man am besten an konkreten Beispielen. Die Beispiele, von denen ich jetzt berichten werde, stammen aus meiner eigenen Praxis, nicht weil ich sie für besonders wichtig hielt, sondern deshalb, weil ich sie am besten kenne.

1981 wurde ich von einem bekannten Biologen, dem Pavianforscher Hans Kummer angefragt, zu seinem für das Wintersemester 1981/82 an der Universität Zürich geplante Forschungsseminar mit

dem Titel: »Fällen Tiere Entscheide?« beizutragen. Was war der Hintergrund dieser Anfrage? Kummer hatte lange das Verhalten von Pavianhorden im Freiland untersucht. Insbesondere interessierte ihn der Prozess, der regelmäßig am Morgen stattfindet. Die Horde, typischer Weise ein paar hundert Tiere, hatte die Nacht auf einem Schlaffelsen verbracht. Am Morgen ging eine Art Palaver los, das bis zu einer Stunde dauern konnte, an dessen Ende sich die ganze Gruppe in eine bestimmte Richtung in Bewegung setzt. Das sah so aus, als wäre hier eine Art kollektiver Entscheidungsprozess abgelaufen. Aber Kummer war ein viel zu kritischer Ethologe, als dass er eine solche Deutung einfach akzeptiert hätte. Vielmehr nahm er dieses komplexe Problem zum Anlass, eine einfachere, aber tiefer liegende Frage zu stellen: Füllen Tiere überhaupt Entscheide? Für einen Naturwissenschaftler liegt es nahe, eine solche Frage möglichst markant zu operationalisieren, und so betrachtete Kummer als Modell für eine Entscheidung eines Tiers – falls es eine ist – die Wahl zwischen Objekten. Nun aber stellte sich ein schwieriges Nachfolgeproblem. Wenn *wir* von der Wahl zwischen Objekten sprechen, dann wissen wir natürlich, was Objekte sind, z. B. die vor uns liegende Banane oder Orange oder das vor uns liegende Bild (zwischen denen beispielsweise in einer Experimentalsituation zu wählen ist). Aber ist das, was *für uns Menschen* ein Objekt ist, auch *für das jeweilige Tier* ein Objekt? Dazu muss man offenbar wissen: Was ist eigentlich ein Objekt? Diese Frage kann offensichtlich nicht mehr mit den methodischen Mitteln der Biologie beantwortet werden und das ist interessant: Eine genuin biologische Fragestellung: »Wie ist das Verhalten der Pavianhorde zu verstehen?« führt geradewegs zu einer philosophischen Frage: »Was ist eigentlich ein Objekt?«. Und genau zu dieser Frage bat mich Kummer ein Referat zu halten.

Die Situation ist typisch für viele Kooperationen zwischen Einzelwissenschaften und Philosophie. Eine Wissenschaft, hier die kognitive Ethologie, gerät mit ihren genuin wissenschaftlichen Fragen nolens-volens in die Philosophie, und dann sucht man philosophische Hilfe, weil die Bordmittel für eine solide Behandlung der aufgeworfenen Probleme nicht ausreichen. In meinem Fall führte die Beteiligung an seinem Forschungsseminar zu einer längeren Zusam-

menarbeit, die schließlich auch zu einer Publikation in einer angesehenen biologischen Fachzeitschrift führte.⁶

3.4 Politik

Dies war ein Fall, in dem ein Wissenschaftler für eine sehr spezifische Forschungsfrage an einer Kooperation mit der Philosophie interessiert war. In einem anderen Fall ging es um weitaus größere Fragen, und zwar an der World Conference on Science (WCS), die im Juli 1999 in Budapest stattfand und von der UNESCO (United Nations Educational, Scientific and Cultural Organisation) und ICSU (damals: International Council of Scientific Unions, heute: International Council of Science) organisiert worden war.⁷ Eine Vortragskonferenz hatte 20 Jahre vorher in Wien stattgefunden und die beiden global höchsten mit Wissenschaft befassten Organisationen UNESCO und ICSU fanden es an der Zeit, zur Jahrtausendwende erneut über den Stand und die Zukunft der Wissenschaften nachzudenken. Entsprechend trug die Konferenz den Titel: »Science for the Twenty-First Century: A New Commitment«. Die Konferenz wurde von 155 nationalen Delegationen, darunter 80 Wissenschaftsministern und 126 intergovernmentalen und non-governmentalen Organisationen besucht. Insgesamt waren etwa 1,800 Teilnehmer anwesend, und die Hauptvorträge wurden simultan in acht Sprachen übersetzt. Das Ziel der Konferenz war folgendermaßen beschrieben:

»The Conference will analyse where the natural sciences stand today and where they are heading, what their social impact has been and what society expects from them. Finally, it will establish what efforts should be invested to make science advance in response to these expectations and to the challenges posed by human and social development.«

Für die Vorbereitung der Konferenz und die zu haltenden Vorträge waren die unterschiedlichsten Spezialisten eingeladen worden, darunter auch ich, in meiner Eigenschaft als Philosoph. Zunächst hatte ich

6 Hans Kummer/Verena Dasser/Paul Hoyningen-Huene: »Exploring Primate Social Cognition: Some Critical Remarks«, in: *Behavior* 112 (1990), S. 84–98.

7 Informationen zur World Conference on Science findet man unter <http://www.unesco.org/science/wcs/>.

in einem »ad hoc committee« in Paris zur Planung der WCS mitgearbeitet. Dann wurde ich gebeten, für die Konferenz ein »background document« zu verfassen, das neben einem Kapitel über die Entwicklung der Naturwissenschaften in den letzten fünf Jahrzehnten die in 10 Hauptvorträgen behandelten Kernthemen der Konferenz vorstellen sollte. Diese Themen umfassten u. a. den universellen Wert der Grundlagenforschung, internationale wissenschaftliche Kooperationen, die Rolle der Wissenschaften für die Entwicklung, die Prioritätensetzung im neuen sozioökonomischen Kontext, die Geschlechterfrage, einen neuen Sozialvertrag für Wissenschaft und andere.

Das »background document« sollte zur Vorbereitung der anreisenden Delegationen dienen, insbesondere denen aus wissenschaftlich weniger entwickelten Ländern. Die Erarbeitung des Papiers übernahm ich zusammen mit meinem damaligen Assistenten Dr. Marcel Weber (jetzt Prof.) und meinem damaligen Doktoranden Eric Oberheim (jetzt Dr.). Wir verfassten mehrere Versionen des Papiers, die jeweils mit Vertretern von UNESCO und ICSU kritisch diskutiert wurden und einer von ihnen charakterisierte unsere Aufgabe aufgrund ihrer immensen thematischen Breite als »an impossible task«. Wir kamen dennoch fristgemäß zu einem Abschluss und das Papier wurde in *Nature* online publiziert und ausführlich kommentiert.⁸ In diesem Kommentar heißt es unter anderem:

»Thus although the current version does not officially represent ICSU's position on the topics to be discussed at the Budapest meeting, it is widely seen as reflecting a position that is likely to be generally shared by many individual ICSU members.«

Dies war auch das Ziel gewesen, nämlich ein konsensfähiges Papier zu verfassen. Schließlich wurde ich noch eingeladen, den ersten von zwölf Hauptvorträgen mit dem Titel »The Nature of Science« zu halten.⁹

8 Das Papier ist auf <http://www.nature.com/wcs/a14a.html> abrufbar; der Kommentar befindet sich auf <http://www.nature.com/wcs/a14.html>.

9 Materialien zur Konferenz, darunter auch mein Vortrag, sind abgedruckt in Ana Maria Cetto (Hrsg.): *World Conference on Science. Science for the Twenty-First Century: A New Commitment*, Paris 2000. Das Buch ist unter <http://unesdoc.unesco.org/images/0012/001207/120706c.pdf> im Internet zugänglich.

Warum war ich als Philosoph zu dieser Mitarbeit an der WCS beigezogen worden? Man wollte einmal einen Überblick über eine große Zahl von Einzelthemen und zum anderen einen allgemeinen Vortrag über die Natur der Wissenschaft. Offenbar traute man es am ehesten einem (Wissenschafts-)Philosophen zu, diesen Überblick in Kooperation mit Spezialisten zu erarbeiten und zu präsentieren, viel mehr als einem Naturwissenschaftler.

4. Resultat

Wir können nun aus diesem Rundgang durch verschiedene Verwendungskontexte der Philosophie einige Konsequenzen dafür gewinnen, was denn die Philosophie speziell weiß bzw. kann. Generell sind Philosophen darauf spezialisiert, sich argumentativ in *hochkontroversen intellektuellen Debatten zu grundlegenden Fragen* zu bewegen. In jedem konkreten Fall kann das natürlich nur gelingen, wenn der entsprechende Philosoph sich die einschlägigen Fachkenntnisse, die in einer Debatte relevant sind, angeeignet hat. Zum Beispiel muss man bei Diskussionen über die moralische Zulässigkeit von bestimmten Maßnahmen im Medizinbereich über die medizinische Situation mit allen relevanten Facetten Bescheid wissen. Erst dann kann die Ethik mit ihren Fragen und Kontroversen, mit denen man als Philosoph vertraut ist, für die Debatte fruchtbar werden. Ähnliches gilt für diejenigen Grundlagenfragen, die sich in den Einzelwissenschaften selber stellen und denen mit den ansonsten üblichen Vorgehensweisen nicht beizukommen ist. Natürlich muss man den wissenschaftlichen Sachstand dazu genau so gut wie die Wissenschaftler selbst kennen, sonst geht die philosophische Beteiligung gründlich schief. Insbesondere Naturwissenschaftler reagieren typischer Weise gereizt, wenn man ihnen in ihr Fach hineinredet, ohne wirklich Bescheid zu wissen. Außerdem sollte man sich als Philosoph stets bewusst sein, dass es bei Naturwissenschaftlern verbreitete Vorbehalte gegen Philosophie gibt, und dass diese durchaus nicht einfach nur auf deren

Unverständnis und Borniertheit zurückzuführen sind. Vielmehr haben sich Philosophen oft genug auf eine Weise öffentlich geäußert, die dem intellektuellen Prestige der Philosophie nur sehr beschränkt zuträglich war.

Oft werden auch Philosophen angefragt, wenn die Probleme nicht einmal notwendigerweise grundlegend sind, aber es einfach keine Einzelwissenschaft gibt, die zuständig ist. Dann traut man es Philosophen oft noch am ehesten zu, sich irgendwie zurechtzufinden. Das gilt insbesondere für die verschiedensten inter- und transdisziplinären Fragestellungen, wo häufig neben den Fachleuten für die beteiligten Disziplinen auch Philosophen beteiligt werden. Auch hier gilt selbstverständlich, dass man sich als Philosoph in diesen Fachdisziplinen auskennen muss, damit man überhaupt versteht, worum es geht. Noch mehr: Man sollte in solchen Situationen verstehen, wie die beteiligten Disziplinen »ticken«, d. h. wie die jeweiligen Fachvertreter typischer Weise denken. Vielfach hapert es im interdisziplinären Dialog ja am Verständnis der Denkbewegungen der jeweils anderen Disziplinen, und dann können Philosophen Vermittlungsarbeit leisten – wenn sie diese Denkbewegungen selber verstehen.

Dieser kurzen Darstellung kann man entnehmen, warum sich Philosophen trotz des Fehlens eines positiven Bestands an positivem, also unkontroverserem philosophischem Wissen in verschiedenen Kontexten nützlich machen können. Es sind Kontexte, in denen vor allem gefragt ist, die einschlägigen Fragen selbst zu analysieren und ggf. zu kritisieren, die einschlägigen Begriffe zu analysieren und zu klären, Argumente auf ihre Stichhaltigkeit hin zu überprüfen und generell verschiedene Antworten vernünftig gegeneinander abzuwägen. Für solche Tätigkeiten gibt es keine fixen Regelbücher oder sonstige positiv lehrbaren Anleitungen. Vielmehr kommen hier Fähigkeiten zum Zuge, die man tatsächlich in der Philosophie besonders gut lernen kann und zwar gerade aufgrund der Dauerpräsenz von Kontroversen in der Philosophie. Natürlich gibt es auch in anderen Gebieten dauernde Kontroversen, z. B. in der Politik und auch dort kann man einen bestimmten Umgang mit ihnen lernen. Aber in der Philosophie lernt man eben einen besonderen Umgang, der manchmal in

Situationen gefragt ist, in denen die etablierten Einzelwissenschaften und auch gewiefte Praktiker aus den verschiedensten Gründen mehr oder weniger ratlos sind. In solchen Situationen ist oft eine kühle Analyse gefragt, die nicht nur die behandelte Sache in den Blick nimmt, sondern zugleich auch unseren intellektuellen Umgang mit ihr: Welche Begriffe wir verwenden, welche Fragen wir stellen und welche nicht, welche Vormeinungen wir mitbringen, welche Analyseziele wir haben und vieles mehr. Der vernünftige Umgang mit solchen unübersichtlichen Situationen – das ist die Domäne gut ausgebildeter Philosophinnen und Philosophen.

europäischer Ebene. Sollten letztere Tendenzen sich verstärken, könnte in der Tat der europäische Gedanke auch unabhängig von der Frage der Währungsunion Schaden nehmen.

Von der Aussage, dass es keinen methodischen Gesichtspunkt und keine Rationalität gibt, die über den jeweiligen Sinnzusammenhang hinausgeht, möchte ich eine Ausnahme machen. Im Hinblick auf die Regulierungsfrage habe ich mich ja für einen Rückbau, ein eher stringentes System ausgesprochen. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass ein solches System immer einen Markt voraussetzt. Diese Entscheidung ergibt sich nicht aus dem Sinnzusammenhang, sondern sie ist eine gleichsam gesetzte Präzision, eine Grundorientierung! Sie beruht auf einer Abwägung, wie sie Popper für das Demokratieprinzip vorgenommen hat. Märkte sind nicht rational, sie geben lediglich das mathematische Mittel der Einzelentscheidungen wieder. Angesichts der Volatilität der Märkte und der Irrationalität der Entscheidungen im Einzelnen liegt die Rationalität des Konstrukts ausschließlich in der Vermeidung der Dogmatisierung des Irrtums durch Autokratie, durch den angeblich weisen Diktator. Um diese zu vermeiden, benötigen wir auch in Zukunft die Freiheit des Marktes, die es institutionell zu organisieren, zu sichern und zu bewahren gilt. Darin liegt unsere Aufgabe.

Autoren

Prof. Dr. rer. nat. Klaus Hulek, Jahrgang 1952, studierte von 1971 bis 1976 Mathematik an der Ludwig-Maximilians-Universität München und der University of Oxford in Großbritannien. Seine Promotion zum Dr. rer. nat. erfolgte 1979 an der Universität Erlangen, 1984 dann die Habilitation. Im Anschluss an seine Professur für Mathematik in Bayreuth 1985 bis 1990 folgte Klaus Hulek dem Ruf an die Leibniz Universität Hannover. Klaus Hulek von 2005 bis 2015 Vizepräsident der Leibniz Universität Hannover für Forschung.

Prof. Dr. Marco Hofheinz, geboren 1973, studierte 1993 bis 2000 Evangelische Theologie in Wuppertal, Bonn, Tübingen, Lexington (Kentucky), an der Duke University (North Carolina) und in Göttingen. 2001 bis 2003 war er Promotionsstipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes. 2003 bis 2006 dann Vikar der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Siegen-Eiserfeld. Neben seiner Promotion, die er 2007 abschloss, war er von 2006 bis 2010 als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Systematische Theologie der Universität Bern tätig, wo er sich 2010 auch habilitierte. 2008 war Marco Hofheinz Visiting Scholar am Princeton Theological Seminary. Weiterhin war er im Wintersemester 2010/2011 Vertretungsprofessor an der Leuphana Universität Lüneburg und von 2011 bis 2012 Studierendenpfarrer an der Universität Siegen. Seit 2012 ist Marco Hofheinz Professor für Systematische Theologie (Schwerpunkt Ethik) an der Leibniz Universität Hannover.

Prof. Dr. Paul Hoyningen-Huene war Professor für Theoretische Philosophie, insbesondere Wissenschaftsphilosophie an der Leibniz Universität Hannover. Seine Forschungsschwerpunkte sind die allgemeine Wissenschaftsphilosophie, die Wissenschaftsdynamik, Thomas Kuhn, Paul Feyerabend, die Philosophie verschiedener Einzelwissenschaften sowie Reduktion und Emergenz. Er ist Autor von *Die Wissenschaftsphilosophie Thomas S. Kuhns* (1989, engl. 1993), *Formale Logik* (1998, engl. 2004) und *Systematicity: The Nature of Knowledge* (2013).

Dr. Robert Pohlhausen wurde 1947 geboren, ist verheiratet und hat drei Kinder. Nach dem Abitur absolvierte er ein achtmestriges Jurastudium, das erste und zweite Staatsexamen legte er in München ab. 1978 erfolgte dann die Fertigstellung der Promotion bei Prof. Sten Gagner in München. Robert Pohlhausens Dissertation beschäftigte sich mit dem Thema »Zum Recht der allgemeinen Geschäftsbedingungen im 19. Jahrhundert«. Auf seinen Eintritt 1976 in die Rechtsabteilung der Commerzbank folgte 1980 ein Wechsel in die Versicherungswirtschaft zu den Provinzial-Versicherungen Düsseldorf. 1986 dann wurde Robert Pohlhausen Vorstandsmitglied der VGH-Versicherungen Hannover. Von 2002 bis 2012 war er Vorstandsvorsitzender dieses Unternehmens – bis zum Eintritt in den Ruhestand.

Prof. Dr. Wenchao Li ist Inhaber der Leibniz-Stiftungsprofessur der Leibniz Universität Hannover und Leiter der Potsdamer Leibniz-Editionsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.



Leibniz-Stiftungsprofessur

Hefte der Leibniz-Stiftungsprofessur

Herausgegeben von
Wenchao Li

Band 4

Klaus Hulek, Marco Hoffeinz,
Paul Hoyningen-Huene, Robert Pohlhausen

Wissensformen – Vier Versuche

Herausgegeben von Wenchao Li

Wehrhahn Verlag

2017